



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Karlheinz A. Geißler

Zukunft lernen

Vortrag auf dem Internationalen Fachkongress der
AIOSP in Berlin am 30. August 2000

München 2000

Prof. Dr. Karlheinz A. Geißler, geb. 1944 in Deuerling/ Oberpfalz, Studium der Philosophie, der Ökonomie und der Pädagogik in München. Nach kurzer Zeit als Lehrer an berufsbildenden Schulen: Forschungs- und Lehrtätigkeiten an Universitäten in Karlsruhe, Augsburg, München. Seit 1975 Universitätsprofessor für Wirtschaftspädagogik an der Universität der Bundeswehr in München. Emeritierung 2006. Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland.

Mitinitiator und Leiter des Projektes „Ökologie der Zeit“ der Evangelischen Akademie Tutzing und Mitgründer der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik. Gründer und Teilnehmer von timesandmore – Institut für Zeitberatung.

Gliederung	Seite
Sehr geehrte Damen und Herren, ich beginne mit einer rhetorischen Vorwärtsverteidigung...	3
Vier Gründe für die Lernoffensive	12
Kompetenzen zur Zukunft	14
Pluralitätskompetenz:	14
Sozial-kommunikative Kompetenz:	14
Übergangskompetenz:	15
Balancekompetenz:	15
Vom Beten zum Lernen und zurück	17

Erschien erstmals im Konferenzbericht unter http://www.arbeitsamt.de/laa_bb/international/Kongress1.html



Herausgeber der Reihe dvb-script:
dvb • Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.
© Schwerte • Düsseldorf • 2010

Karlheinz A. Geißler
Zukunft lernen

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich beginne mit einer rhetorischen Vorwärtsverteidigung:

Wer auf der Höhe der Zeit sein will, hält keine Vorträge. Wer auf der Höhe der Zeit sein will, entwickelt Softwareprogramme, zumindest wendet er diese an, und wer etwas wissen will, schaut im Internet nach und geht nicht zu Vorträgen. Eine längere Zeit einem Redner zuzuhören und ihm beim Reden auch noch zuzusehen, das konfrontiert die menschlichen Wahrnehmungsgewohnheiten im Medienzeitalter entscheidend. Vorträge sind immer noch fernbedienungsfreie Medien – ich hoffe, Sie wussten das, als Sie sich entschlossen haben, mir zuzuhören. Danke für das Vertrauen, wenigstens für 45 Minuten die Konkurrenz zum Selbstbedienungsmedium Computer und zu den vielfältigen medialen Unterhaltungsangeboten, die zur gleichen Zeit auch um Zuschauer und Zuhörer werben, erfolgreich bestehen zu können. Ich tue mein Möglichstes – Ihre Entscheidung zu meinen Gunsten ist mir Verpflichtung.

Der astronomische Jubel über das zweite Millennium ist verblichen. Das lässt so manche Person, die vor kurzem noch groß feierte, erleichen. Speziell wenn sie registriert, dass sie plötzlich aus einem vergangenen Jahrtausend stammt. Wieder mal einer jener lern- und beratungsträchtigen Sinnverlust, von denen wir in der jüngsten Moderne so häufig heimgesucht werden. Aber keine Sorge, alle einflussreichen Menschen unserer Republik sorgen für uns, weil sie sich um uns sorgen. Sie bieten lebenslanges Lernen und immerwährende Beratung als Möglichkeit und als Notwendigkeit für alle an, dies zu jeder Zeit und an jedem Ort.

Wer in Lernen und in Beratung investiert – so die einhelligen Aussagen – kann im neuen Jahrtausend die alten aber auch die neuen Probleme lösen. Die lokale Infrastruktur dafür ist flächendeckend vorhanden. Ebenso wie die Wasserversorgung und die Müllabfuhr sind Bildungsinstitutionen inzwischen unverzichtbarer Bestandteil der kommunalen Versorgungslandschaft.

Lernen ist nämlich heute zur allerersten Bürgertugend geworden. „Wer aufhört zu lernen, hört auf zu Leben“ – behauptet die Münchner Volkshochschule und plakatiert dies großformatig in der ganzen Stadt, um noch mehr Teilnehmer und Teilnehmerinnen von ihren Lernangeboten zu überzeugen. Die Aufforderungen zum unentwegten Lernen bedrängen uns täglich; und wir „Kunden“ mit unserer anerzogenen Neigung zum Statusgewinn, lassen uns auch gerne drängen. Lernen scheint das universell anwendbare Entwicklungs- und Veränderungsmodell zu sein. Die ökonomischen und

die gesellschaftlichen Einredungen scharen sich daher derzeit auffällig häufig um Bildungs- und Lernbegriffe. Die Politiker, die Manager in den Betrieben und jene von Spitzenverbänden aber auch die Wissenschaftler, sie alle beschwören die „Ressource Geist“, „Wissen“, so ihre Behauptung, „sei der wichtigste Rohstoff der Zukunft.“ „Unternehmen, die weiter Erfolg haben wollen, sollten alles tun, um sich diesen Rohstoff zu erschließen“, so John Naisbitt, der Zukunftsguru der amerikanischen Management-szene. Der Weg führt uns, so die Versprechungen, in eine „Wissensgesellschaft“ und Lernen soll der vielfach nutzbringende Schlüssel für diese sein! Wir sind unterwegs auf dem ‚Qualification-highway‘ und transportieren dort den „Rohstoff Geist“ im zunehmend dichter werdenden ‚Berufsverkehr‘ von einem Stau in den nächsten. Immerwährendes Lernen ist angesagt. Ein Entkommen davon scheint es nicht zu geben. Nur mehr der Tod befreit uns davon. Doch meist nur, wenn man vorher eines dieser Seminare (erfolgreich?) besucht hat, in denen man das Sterben lernen kann. Lernen, also nicht nur lebenslang, sondern auch lebenslänglich.

Inzwischen lernen ja nicht mehr nur Individuen. Es lernen Organisationen, Verwaltungen, ja, man glaubt es kaum, es lernen Schulen und auch Universitäten spekulieren neuerdings damit. Bald werden wir – das ist erwartbar – den lernenden Verkehr, zumindest den auf der Straße, erwarten dürfen. Und jede Tagung, jeder Kongress, aber auch jeder Messebesuch wird als Lernveranstaltung deklariert. Wir tragen ja hier unseren Teil auch dazu bei. Warum aber dieser Lernaufwand? Und wie ist es eigentlich dazu gekommen?

Fortbildung und Weiterbildung sind Begriffe, die sprachlich bereits ausdrücken, dass es uns dabei zuallererst um die Gestaltung der Zukunft geht. Es geht ums „Fort-“, und ums „Weiterkommen“.

Lehren und Lernen ist ja aus der Sicht der Lehrenden und auch aus der der Lernenden, an die Erwartung gekoppelt, dass sich im Verhältnis zum gegenwärtigen Zustand in der Zukunft etwas verbessert. Lehren und Lernen setzt also ein Denken voraus, das Zukunft kennt und die Zukunft als aktiv beeinflussbar definiert. „Zukunft“, so wie wir sie heute kennen, gab es aber nicht immer, und es wurde mit ihr früher auch ganz anders umgegangen.

Die Zukunft ist eine Erfindung der Neuzeit. Sie hat, wie das Lehren, das Lernen und die Beratung, eine Geschichte. Diese beiden Geschichten haben etwas miteinander zu tun. In groben Strichen gemalt sehen sie folgendermaßen aus:

Bis ins 17./18. Jahrhundert hinein wurde nicht auf eine offene Zukunft hin gelebt und gearbeitet. Die Ereignisse, die Dinge, die geschahen, kamen auf die Menschen zu. Man ertrag oder erwartete sie. Das Alte, so die handlungsbestimmende Vorstellung damals, ist besser als das Neue. Die Zukunft war die Ankunft des Vorherbestimmten. Die Neugier auf das Kommende, die „curiositas“, wurde (so z.B. von Augustinus) zu den Lastern gezählt. Sie galt als Makel nicht als Tugend. Das tödliche Schicksal des Ikarus war bereits in der Antike ein mahnendes Symbol für die unstatthafte Neugierde. Die Vormoderne war die Zeit des Wiederholens, der Weitergabe des Erfahrungswissens von Generation zu Generation in mündlicher Form. Die Hoffnung, die Erwartung orientierte sich in Mitteleuropa dabei an der christlich geprägten Weltsicht und an

deren Zeitordnung. Jene, die sich mit der Zukunft beschäftigten, insbesondere waren das Propheten und Weissager, konzentrierten ihre Seherfähigkeiten nicht auf das Unbestimmte und Offene, das, was wir heute Zukunft nennen, sondern auf das Komende oder das bereits vorab Bestimmte. Dies galt es vorherzusehen oder, wie von den Apokalyptikern präferiert, „vorher zu fürchten“.

Das antike Orakel ist dafür ein gutes Beispiel. Dieses war kein Ort privater Zukunftsdeutung sondern eine Stätte, an der die Götter mithilfe eines Mediums die an sie gerichteten Fragen beantworteten. Jene, die sich des Orakels bedienten, waren durch die Geisteshaltung der Erwartung bestimmt, nicht durch die einer aktivitätsorientierten Zukunftsvorsorge. Die Zeit wurde nicht als ein Phänomen verstanden mit dem disponiert und kalkuliert werden konnte. Man schwamm quasi in und mit der Zeit und ließ sich wie selbstverständlich im Strom der Zeit treiben. Dies jedoch auf engem Raum. Die Welt wurde als das wahrgenommen, was man vom Kirchturm aus sah, und sie endete dort, wo man die Glocken des Kirchturms nicht mehr hören konnte.

In einer solchen Gewissheitgesellschaft musste nur das gelernt werden, was sicherte, dass alles möglichst so blieb wie es bereits war. Typisch dafür ist die Formulierung aus der Thorner Zunfturkunde von 1523 die den Fortschritt – das Wort gab es damals noch nicht – verbietet: „Kein Handwerksmann soll etwas Neues erdenken, erfinden oder gebrauchen, sondern jeder soll aus bürgerlicher und brüderlicher Liebe seinem Nächsten folgen und sein Handwerk ohne des Nächsten Schaden treiben.“ In der Grundhaltung dieses Denkens werden die wirtschaftlichen Interessen den Zwecken des sozialen Friedens untergeordnet. Es ist der ehrliche nicht, wie heute, der erfolgreiche Kaufmann, der gesellschaftlicher Anerkennung sicher sein kann.

Ein weiterer Beleg, der aus dem Jahr 1784 stammt, zeigt, dass auch noch 200 Jahre später – zumindest im Handwerk – das vormoderne, nicht gerade innovationsfördernde Denken und Handeln geläufige Praxis war. Die Formulierung stammt aus dem „Handbuch für alle Handwerksmeister, Gesellen und Lehrburschen, zur Beförderung der häuslichen Ordnung“: „Der Lehrling ist verbunden, alles so zu machen, wie ich ihn anweise, und weder an den Handgriffen noch an der Art und Weise nach seinem eigenen Sinn etwas zu ändern. Auch wenn ein Geselle bey mir in Arbeit stehet, muß er nicht nach diesem in der Art sich richten, sondern nach mir; weil ich sein Herr und Meister bin, der besser als der Geselle wissen muß, was zur Arbeit gehöre. Sollte es sich jedoch treffen, dass ein Geselle im Arbeiten eine wirklich brauchbare Manier an sich hätte, so werde ich dieselbe dem Lehrburschen selbst beybringen und empfehlen, indem er über das bessere und schlechtere noch nicht selbst urtheilen kann; erwartet er diese nicht, so werde ich es als strafbare Verachtung seines Lehrherrn auslegen.“ (zitiert nach Stratmann, K.: Die gewerbliche Lehrlingserziehung in Deutschland. Modernisierungsgeschichte der betrieblichen Berufsbildung. Band 1: Berufserziehung in der ständischen Gesellschaft (1993, S. 231).

Neues lernen wurde zu dieser Zeit, in der die übliche Antwort auf die neugierige Frage wie etwas zu tun sei, stets mit „so wie immer schon“ beantwortet wurde, nicht verlangt und auch nicht erwartet. Die existentielle Unsicherheit, die es ja damals auch gab, wurde durch die Gnadengewissheit und die Hoffnung auf zukünftige Erlösung bearbeitet. Um das zu erfahren, was von der Zukunft zu erwarten war, musste man weder beraten werden noch eine Lernveranstaltung aufsuchen. Vielmehr musste man den

Worten der Priester folgen, die sich ihrerseits weitgehend an der Offenbarung des Johannes orientierten. Veränderungen im Leben, wurden als Befehle Gottes bzw. auch Verkündigung des göttlichen Willens empfangen, nicht jedoch als Ergebnisse persönlicher Entscheidungen verstanden. Die Bitte an den Allmächtigen, uns zu lehren, dass wir sterben müssen, wurde beispielsweise vom irdischen Personal der Kirchen nicht als eine Aufforderung interpretiert, Lernveranstaltungen, in den man das Sterben lernen kann, anzubieten. Diese Bitte war vielmehr ein Hinweis darauf, alles Irdische, also das Lernen und das zielstrebige Handeln und überhaupt das menschlich Tun im Angesicht des Todes als vorläufig und hinfällig zu erkennen. Neues entstand in dieser Zeit zwar auch – aber man schrieb dieses nicht einem Lern- oder einen Erkenntnisprozess zu, sondern dem Glauben an Wunder. Man glaubte fest an die Wirksamkeit des Kontaktes mit heiligen Gegenständen und an die des Gebetes sowie an die Anordnungen der Geistlichkeit. So hatte man sich beispielsweise vor einigen hundert Jahren in der Poebene dadurch vom Hochwasser zu schützen versucht, indem man einen durch den Bischof legitimierten Befehl in den Fluss warf, der die Fluten aufforderte, unverzüglich in ihr Bett zurückzukehren. Größeren Schutz, mehr Heil erwartete sich die Bevölkerung in der Vormoderne von Gebeten und den Befehlen der irdischen Stellvertreter Gottes. Durch diese fühlte man sich ehemals abgesichert. Die heutigen Bewohner der Poebene dagegen versprechen sich Schutz und Heil von jenen gründlich ausgebildeten Ingenieuren, die für die baulichen Maßnahmen eines funktionierenden Hochwasserschutzes da sind, die sich beraten lassen und ihre Kompetenzen regelmäßig lernend auf den neuesten Stand bringen.

Systematisches Lehren und Lernen, also Fort- und Weiterbildung, waren also in der Vormoderne nicht notwendig. Menschen mit Leidensdruck versprachen sich die Reduktion dieses Leidensdruckes durch Erlösung nicht durch Beratung und Weiterbildung. Gebete waren daher üblicher als Bildungsmaßnahmen. Sie machten das Erlöst werden wahrscheinlicher. Die Religion, nicht die Bildungsinstitutionen, erfüllten die Erwartungen, dass allem, was geschah, ein Sinn innewohnt. Man kommunizierte mit Gott und nicht mit fest angestelltem Lehrpersonal oder freiberuflichen Beratern. Mit Vorliebe zündete man, wenn's um die Zukunft ging, Kerzen vor Heiligenbildern an und begab sich nicht, wie heute, wenn die Zukunft geplant werden soll, auf die Suche nach einem passenden Bildungsangebot.

★

Ein grundlegender Wandel zu einer völlig neuen Weltsicht zeichnete sich mit dem Beginn der Renaissance ab. Der Humanist Pico della Mirandola, von dem wir nicht das Geburtsdatum aber das Todesjahr (1494) kennen, betonte erstmalig die Eigenverantwortung des Menschen für die Gestaltung der Welt. Damit wurde im Denken und Handeln der Menschen von Vergangenheit und Gegenwart auf Zukunft hin umgeschaltet. Die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft, die Vervollkommnung der körperlichen und der geistigen Gaben der Menschen, selbstverständlich im Rahmen des göttlichen Heilsplans, gerieten schließlich als etwas Machbares und Beeinflussbares in den Blick. Die Menschen gingen ab dieser Zeit mit der Zeit aktiv handelnd um. Die Zeit kommt, räumlich gesehen, nicht mehr nur auf einen zu, sie ist nicht mehr ausschließlich „Eigentum Gottes“, man geht vielmehr in gestaltender Art und Weise

auf diese zu. Die Neugier zählt konsequenterweise in diesen modernen Zeiten nicht mehr zu den Lastern, im Gegenteil, sie wird zunehmend zu einer Tugend. Die pure Nachahmung dessen, was war und ist, verliert ihre soziale Anerkennung als ausschließlich erwünschtem Handeln. Das Denken des bisher noch nicht Gedachten, das Erkennen des bisher Unbekannten, das Entdecken des Unentdeckten wurden zum sozialen Erfolgsmaßstab. Die Suche nach der Wahrheit und dem Neuen erhält in den Gründungen von Universitäten ihren angesehenen institutionellen Ort. Mithilfe der Wissenschaft, speziell von technisch angewandter Naturwissenschaft und systematischer Ökonomie und eines gewachsenen Vertrauens in die individuelle Vernunft, wurden Verbesserungen des sozialen Lebens und die Verringerung der Übel in dieser Welt angestrebt.

Die Zukunft, so die neue, die moderne Vorstellung, kann beeinflusst werden. Sie ist Gegenstand menschlicher Sorge, insbesondere was ihre Richtung betrifft, in die sie sich entwickeln soll. Langfristige gesellschaftliche Zielvorgaben werden bestimmt, Perspektiven entwickelt. An ihnen sollen sich die Individuen, als Teil einer Gesellschaft, und zur Förderung dieser dynamisch verstandenen Gesellschaft orientieren. Das kreisförmige Wiederholungsdenken des Mittelalters wird durch eine lineare Zeitvorstellung abgelöst. Das Denken und Handeln im Alltag, speziell aber des ökonomischen Denken und Handeln, wurde hierdurch verzeitlicht – und zwar zuallererst auf Zukunft hin. Pointiert ausgedrückt: Neues kann von Menschen gemacht werden. Modernisierung geschieht primär durch menschliches, nicht durch göttliches Handeln. Dies gilt speziell für das politische Wirken der Staatsmänner. Sie fühlten sich verantwortlich für die Zukunft ihrer Bürger und Bürgerinnen. Zukunft wird mit Fortschritt – ein Begriff der im 18. Jahrhundert entstand – verbunden. Und dieser Fortschritt wird „gemacht“, indem Natur in bearbeitete Natur verwandelt wird, der Mensch also zu einem erzogenen Menschen wird. Das heißt: man verspricht sich in der Moderne die Verbesserung und die Vervollkommnung des Menschengeschlechts, sowie die der gesellschaftlichen Ordnung zuallererst durch Erziehung. Und diese findet im 18. und 19. Jahrhundert bevorzugt am Tag des Herren, also am Sonntag statt. Die Sonntagsschulen sind auch ein deutliches Zeichen dafür, dass Erziehung zum Gottesdienst wird, bzw. an dessen Stelle tritt.

Der Engländer John Locke propagierte die Lehre von der Abhängigkeit des gesellschaftlichen Fortschreitens und des nationalen Wohlstandes von der Förderung der Vernunft und der Erziehung. Die Veredelung der Gesellschaft und der darin lebenden Individuen mittels vernunftfördernder Erziehung strebten Comenius, Pestalozzi und Condorcet, letzterer der fortschrittsgläubigste Bildungspolitiker der Französischen Revolution, an. In Lessings Schrift: „Die Erziehung des Menschengeschlechts“ fand die Idee des Fortschritts mittels pädagogischer Möglichkeiten schließlich auch im deutschsprachigen Raum ihr systematisches Fundament. Comenius steht am Anfang der modernen Didaktik, jener Lehre, die das Lernen lehrt. Ausgerichtet ist diese auf die Verbesserung der Welt mit maßgeblicher Hilfe der Pädagogik. 1657 formuliert er in diesem Sinne das Ziel und die Absicht seiner „didactica magna“. Sie ist „die vollständige Kunst, alle Menschen zu lehren auf sichere und unverzügliche Art und Weise, in allen Gemeinden, Städten und Dörfern eines jeden christlichen Landes Schulen zu errichten, in denen die gesamte Jugend beiderlei Geschlechts ohne jede Ausnahme rasch, angenehm und gründlich in den Wissenschaften gebildet, zu guten Sitten ge-

führt, mit Frömmigkeit erfüllt und auf diese Weise in den Jugendjahren zu allem, was für dieses und das künftige Leben nötig ist, angeleitet werden kann.“

Einflussreiche Menschen (Staatsmänner, Unternehmer, Militärs, Kardinäle und Bürgermeister) entscheiden in dieser Zeit über die Ziele und den Umfang erzieherischer Aktivitäten, die häufig mit großen Zukunftsentwürfen verbunden werden. Diese Vorstellungen reichen von einer zukünftigen friedlichen Volksgemeinschaft über uhrwerkartig funktionierende soziale Systeme bis hin zur klassenlosen Gesellschaft und zu utopischen Volkswohlstandsmodellen. Die Herrschenden behaupteten zu wissen, wo es langzugehen hat. Erziehung ist, so gesehen, in der Moderne das entscheidende und das beliebteste Mittel, durch das die Erlösung, die jetzt als Fortschrittserwartung daherkommt, gefördert werden soll. Der Mensch löst sich zunehmend von der Natur und von Gott. Er tritt an Gottes Stelle, richtet über gut und schlecht und über das Zukünftige. Er entscheidet über die Zeit, deren Ordnung und deren Maß. Dadurch verabschiedet er sich vom ehemals dominierenden religiösen Vorstellungshorizont. Die Zeit wird von ihrer Ausrichtung aufs Jenseits abgekoppelt und zu einem Gegenstand des Diesseits. Sie soll zum Dienst an der Vervollkommnung der Menschheit genutzt werden. Die vormoderne Kultur der Begrenztheit weicht damit einer Kultur potentieller Unbegrenztheit. Analog einem mechanischen Uhrwerk, so das angestrebte Ideal, sollen die Menschen und soll die gesamte Gesellschaft funktionieren. Damit dies gelingt, wird u.a. die Schulpflicht eingeführt. Und diese hat, laut Preußischem General-schulreglement von 1763 den Zweck, nicht mehr nur Untertanen, sondern „geschickte und bessere Untertanen zu erziehen“. Damals aber waren die durch Disziplinierung und planvolle Ausrichtung gekennzeichneten Erziehungsmaßnahmen fast ausschließlich auf Kinder und Jugendliche hin ausgerichtet. Von Weiterbildung und vom lebenslangen Lernen war noch nichts zu sehen. Eine diesbezügliche Lernkultur, wie wir sie heute besitzen und pflegen, setzt einen weiteren grundlegenden Perspektivenwechsel voraus. Dieser nun zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass sich die utopischen Potentiale heutzutage mit den Lernvisionen einer lebenslangen Schülerschaft verbinden. Der Erlösungsgedanke, der in der Moderne zu einem irdischen Projekt wurde, wird jetzt privatisiert.

★

Wir sind heute nicht mehr von Kaisern, Königen und Bürgermeistern abhängig, eher sind wir es von Softwareherstellern und jenen Menschen, die unsere Website installieren. Aber noch mehr sind wir von uns selbst abhängig. Im Zeitalter der Individualisierung und der Ablösung des Fruchtbarkeitskultes durch die Mehrwertsteuer, wurde schließlich auch die Zukunft individualisiert. Die orientierenden Leistungen traditioneller Vorstellungen, wie die der Religionen, der Utopien, der welterklärenden Philosophien sind zunehmend flüchtig geworden. Wir können nicht länger behaupten, die Wahrheit in unserem Besitz zu haben und wir können uns nicht mehr auf eine gemeinsam geteilte Zukunftsperspektive stützen. „Wir können nur sicher sein, dass wir nicht sicher sein können, ob irgendetwas von dem, was wir als vergangen erinnern, in der Zukunft so bleiben wird wie es war“ bemerkte Niklas Luhmann, (1992). Im Alltagsdeutsch heißt das: „Man kann sich auf nichts mehr verlassen.“ Es gibt, so das nachmoderne Denken, keinen festen Boden, keine scharfen Begrenzungen mehr, nur mehr

allseitige Bewegung. Der Glaube an den in der Moderne erfundenen Fortschritt, an einen emanzipatorischen Geschichtsverlauf auf der Basis von Erziehungsmaßnahmen, ist inzwischen erschüttert. Die Einzelnen müssen und sollen jetzt für ihre eigene Zukunft selber sorgen. Diese ist im je subjektiven Sinne zu optimieren. Die Zukunft wird privatisiert und damit pluralisiert. Es gibt nicht mehr nur einen richtigen Weg der in einen befriedigende Zukunft führt, es gibt viele. Das macht viel Hoffnung, eröffnet Chancen, ruiniert aber auch die traditionellen Fundamente unserer Stabilität. Die Gewissheit des Ungewissen versetzt uns alle in den Zustand des Schwebens und des Suchens. Nicht mehr nur die Arbeit ist es, die den einzelnen zum erhofften Glück verhilft, auch die Spekulation an der Börse vermag den geldwerten Glückszustand realisieren – wenigstens potentiell. Ganz zu schweigen von den Möglichkeiten, die das staatlich sanktionierte Glücksspiel eröffnet. „Wir machen Millionäre“ verspricht die Lottogesellschaft auf dem Plakatwänden landauf, landab. Wir müssen also viele Wege in die Zukunft gleichzeitig gehen um, wie der Untertitel eines Kinofilms es verspricht, zum Held des eigenen Lebens zu werden. Man ist gezwungen, die Welt im Hinblick auf sich selbst hin zu arrangieren, denn wenn die Welt als Ganzes schon nicht besser wird, so sollen doch den Einzelnen die Wege in eine bessere Welt offen stehen. Dies aber geht nur lernend und das lebenslang. Dieses lebenslange Lernen bekommt immer häufiger den Charakter der Multiaktivität. „Bei uns können sie lernen und lachen“ verspricht die Sprachenschule Fokus in der Münchner V-Bahn. „Gleichzeitigkeit“ ist das Wasserzeichen der verschärften Moderne, die wir manchmal auch Postmoderne nennen, lachend lernen, lernend lachen und dabei vielleicht noch telefonieren, zumindest aber Musik hören oder Autofahren. Das liegt im Trend, der zunehmend die Zukunft ersetzt.

Jede Gegenwart produziert eine jeweils neue Zukunft, die unbekannt ist, aber individuell beeinflusst werden soll, und sei es dadurch, dass die gegenwärtigen Probleme in die Zukunft verlagert werden. Die sinnbestimmenden Großkonzepte und die wärmenden Gewissheiten, die für die existentiellen Problemlagen moderner Gesellschaften und für deren Mitglieder ehemals notwendig waren und an denen sich die Individuen stabilisierten, sind weitgehend verbraucht. Veränderungen, Veränderungshoffnungen und Veränderungsangst sind damit zur Normalität geworden. Uns Heimatlosen, die verlernt haben anwesend zu sein, verspricht nur mehr die Bausparkasse: „Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause“. Doch jeder weiß, die einzig verbindliche Zukunft, die wir heute haben, ist unser Altwerden. Lernend aber versuchen wir auch das zu verleugnen. Die Veranstaltungsangebote für eine pädagogische Form der Kosmetik sind nicht mehr zu übersehen. Sie richten sich an alle Älteren, die jung bleiben wollen.

Weder die Wahrsager, noch die Politiker, kaum mehr die Eltern und noch weniger Bürgermeister und Bischöfe dürfen wir heute fragen, wenn wir wissen wollen, was uns die Zukunft bringt. Wir müssen uns selbst fragen und anschließend ins Netz gehen. Das ist die Gegenwart der Zukunft. Dies erhöht unsere Unruhe, weil wir immerzu von Verlust Erfahrungen, von Vereinsamung, von Bindungslosigkeit und Computerabstürzen bedroht sind. Wer tröstet uns, wenn die Zukunft nicht so wird, wie wir sie uns vorgestellt haben und wen – außer uns selbst – können wir dann dafür verantwortlich machen? Gottfried Benns sarkastische Diagnose trifft die Realität: „Vor wem sollen wir noch knien? Der Alte hat uns im Stich gelassen, die Lage ist bitter.“

Wenn sich die soziale Ordnung und mit ihr die zeitliche rascher verändern, dann veral-

ten die Eltern und alle Personen, die in unübersichtlichen Situationen ehemals für den notwendigen Überblick sorgten, mit ebenso Zunehmend höherer Geschwindigkeit. Sie kennen sich nicht im Internet und auch nicht im Cyberspace aus. Die Folge: Jeder-mann muss selbst herausfinden, was gut und sinnvoll ist – und jede Frau ebenso. Aber niemand kann es alleine und niemand für längere Zeit. Weil kein Mensch mehr auf dem Laufenden ist, laufen so viele zum Lernen und zur Beratung.

Wenn sich die Welt nur mehr als Ansammlung unübersichtlicher, mehrdeutiger und risikoreicher Lebenssituationen darstellt, steigt der Bedarf nach Angeboten, die Übersicht, die Eindeutigkeit und die Risikominimierung versprechen. Die mannigfaltige Ratgeberliteratur und deren an der Höhe der ausliegenden Bücherstapel erkennbaren Erfolge, sind ein sichtbares Ergebnis dieser Nachfrage der sich selbst fragwürdig gewordenen Käufer und Käuferinnen. Ein anderer zeigt sich in den steigenden Teilnehmerzahlen bei Weiterbildungskursen. Insbesondere das Lernmodell „Beratung“ gewinnt seine Attraktivität durch das Versprechen, dabei den sehnlichst erhofften Sinn für das, was man tut, und das, was man besser lässt, zu liefern. Beratung und Bildung sind nämlich immer dann gesuchte Leistungen, wenn sich Sinnstrukturen – wie heute der Fall – verflüchtigen.

Einige offensichtliche Beispiele: Es verfällt die große Sinnstruktur „Beruf“. Der Berufswechsel, nicht mehr der Lebensberuf, ist heute die Normalität. Zwar kann man ohne Berufsabschluss nichts mehr werden, aber mit Berufsabschluss ist man auch kaum mehr etwas. Ebenso ist der „Fortschritt“ eine jener „großen Erzählungen“, die zunehmend weniger Sinn produzieren. Die Regierungen, die Gewerkschaften, die Wirtschaftsverbände, die Eltern und Vorgesetzten, alle diese Sinngebungsinstanzen, haben mit sichtbarer und spürbarer Altersschwäche zu kämpfen. Kaiser und Könige sind daher ja auch bis auf einen folkloristisch ausbeutbaren Rest ausgestorben. Im Internet haben sie nichts zu bestimmen. Heute ist der Kunde König und Kunden sind wir alle.

Bildung und Beratung werden angefordert, wenn man weiß, dass es so, wie es ist, nicht weitergeht. Sie werden in Situationen, in denen „Sinn und Unsinn innig geknetet beieinander“ liegen (Kleist) zum Sinnersatz. Sie machen wieder neuen Sinn zugänglich, aber meist nur kurzfristig. Denn letztlich können Beratung und Lernen auch nur darauf aufmerksam machen, dass der Sinn der verschärften Moderne darin besteht, permanent nach dem Sinn zu suchen. Zweifelsohne profitieren sie vom herrschenden Zwang zur aktiven individuellen Zukunftsgestaltung und davon, dass die heutige Vielfalt an Vorstellungs- und Handlungsmöglichkeiten in keinem Verhältnis mehr zu jener Zeit steht, die wir für eine sinnvolle Auswahl bräuchten. In der Beratung und bei Bildungsveranstaltungen versucht man sich (vorübergehend) vom alltäglichen Entscheidungs- und Zeitdruck zu entlasten, um Kraft und Argumente für den Entscheidungs- und Zeitdruck, der außerhalb von Beratungs- und Lernsituation wartet, zu sammeln. So zum Beispiel für die unser Leben so entlastenden neuen Geräte.

Was wird uns unter permanentem Zeit- und Lerndruck stehenden Kunden nicht alles zur Entlastung angeboten: Mobiltelefone, Faxgeräte, Computer aller Art – stationäre und transportfähige – Autos in allen Klassen, Typen und Farben mit und ohne satellitengestütztem Verkehrsleitsystem und demnächst sogar mit Internetanschluss. Und wenn wir diese entlastenden Geräte alle angeschafft haben, merken wir nach kurzer Zeit, dass wir uns von dieser Form der Entlastung eigentlich wieder gerne entlasten

würden. Also „daten wir up“, aber dazu muss man erst ein wenig neue Belastung und etwas mehr als den üblichen Zeitdruck auf sich nehmen. Zuerst ist es dabei notwendig, wenigstens eine minimale Orientierung im Dschungel der Angebote zu erlangen, am besten lässt man sich beraten – aber dies ist ja auch nicht ohne zusätzlichen Zeitaufwand zu schaffen. Hat man dann endlich Orientierung gefunden und eine Kaufentscheidung getroffen, steht die zeitintensive Anstrengung an, sich selbst upzudaten; zu Deutsch, man muss sich ans Lernen machen. Lernt man dann etwas, merkt man sehr schnell, dass man noch mehr lernen müsste, denn andere, mit denen man all das Neue lernt, wissen immer mehr als man selbst gerade weiß. Ein Ende des Lernens ist nicht in Sicht, denn wenn man schließlich seinen Weiterbildungskurs hinter sich hat, wurde die Technik, die ja der Anlass des Lernprozesses war, bereits wieder revolutioniert. Erlebt man das mehrmals, drängt sich die Einsicht auf, dass die Technik vielleicht doch nicht dazu da ist, die Menschen zu entlasten, sondern für's Gegenteil. Es sieht so aus, als belaste uns heute nichts so sehr wie die überall offerierte technisch aufgerüstete Entlastung

Dies gilt nicht nur für die sich rasch und immer rascher verändernde Technik. Auch die ungeheure Zunahme an Wissen produziert ein exponentielles Wachstum von Nichtwissen, von Ohnmacht und Unsicherheit, dem wir durch Lernen beizukommen versuchen. Sisyphos lässt grüßen. Speziell dann, wenn man erkennt, dass die Notwendigkeit des Entlernens zunimmt. Denn die einmal gelernten, aber inzwischen veralteten Qualifikationen müssen ja auch entsorgt werden, Selbstverständlich durch Lernen – wie auch sonst? Die Lernergebnisse erhalten – wie auch andere Produkte, die wir herstellen, ein Verfallsdatum.

Das alles geschieht lebenslang – d.h. bis ans Ende subjektiver Lebensführung. Die vielen Seniorenprogramme unserer Volkshochschulen und jene unserer Universitäten zeugen davon. In unserer World-Wide-Web-Kultur werden demnächst die Medien auch ihren Teil zur Lerngesellschaft beitragen: Die Programme für's Edu-Commerce sind – wie man hört – in der Erprobung. Dann können vielerlei Lernooptionen auch mittels Online-Bildung wahrgenommen werden und – das ist abzusehen – in nicht allzu ferner Zukunft werden wir uns dann auch an einem Aktienfond beteiligen, der Anteile an den attraktivsten und marktfähigsten Bildungsunternehmen hält. Klüger werden wir dadurch wahrscheinlich nicht, aber vielleicht reicher. Und die Eulen die wir ehemals nach Athen getragen haben, schicken wir heute per E- Mail. Wenn das kein Fortschritt ist.

Beschreiben wir die historischen Veränderungen unserer Heilserwartungen und unseres darauf aufbauenden Zukunftshandelns mit der Formel „Von der Zeit Gottes zu den Zeiten der Individuen“, so entspricht dieser Entwicklung der relativ lange Weg von den Gebeten zu den Bildungs- und Beratungsangeboten. Zunehmende Verweltlichung ist das Kennzeichen; sowohl unseres Handelns auf Zukunft hin, als auch unseres Umgangs mit den Erlösungshoffnungen. Diese Erlösungserwartungen kommen heute als Erfolgsmotive daher. Das beliebteste Mittel, um in diesen Zeiten das Gefühl zu bekommen, etwas hinsichtlich der Erlösung tun zu können, ist eben die Anmeldung bei einer Beratung oder diejenige zu einer Bildungsveranstaltung. Und wenn man sich dabei die riesige Anzahl der Interessenten vergegenwärtigt, dann scheint der Drang nach erhoffter Erlösung über die Jahrhunderte hinweg eher größer als geringer geworden zu sein. Aus der Lerngeschichte kann man also lernen, dass die Menschen

nicht allzu viel gelernt haben. Wenn man das gelernt hat, kann man weiterlernen.

Soweit meine vielleicht nicht von allen geteilte Analyse des Wandels unseres Zukunftsbewusstseins, das für die Veränderungen unserer pädagogischen Aktivitäten maßgeblich verantwortlich zeichnet. Im Folgenden will ich meinen Blick auf die gegenwärtigen Dynamiken konzentrieren und danach auf das, was wir für die Bewältigung der Zukunftsaufgaben lernen müssen. Bevor ich auf die Kompetenzen, die wir uns diesbezüglich anzueignen genötigt sind zu sprechen kommen, ein kurzer Blick auf die Gründe jener Lernoffensive, die wir z.Zt. erleben.

Vier Gründe für die Lernoffensive

Es ist der gesellschaftliche Wandel der sich, zumindest wenn man den Behauptungen einflussreicher politischer und ökonomischer Kräfte glaubt, immer schneller und immer umfassender vollzieht und der die außerordentlichen Lernanstrengungen nicht nur rechtfertigt, sondern auch dringend notwendig macht. Da dieser Wandel keine Aussicht hat, jemals zum Stillstand zu kommen, werden es auch die dadurch aufgenötigter Lernansprüche nicht. Der Wandel, wie auch die Lernansprüche, produzieren also eine gemeinsame Dynamik und zwar in enger Wechselwirkung. Die Expansion des Lernens ist ja selbst Teil des Wandels und forciert eben diesen Wandel.

Was nun sind die Elemente dieses Wandels, die diese große Lernoffensive der letzten Jahrzehnte in Gang gesetzt haben? Ich nenne die vier wichtigsten:

- Der erste Grund ist in der postmodernen Individualisierungstendenz zu finden. Sie setzt Selbstverwirklichungsansprüche und gleichzeitig Selbstverwirklichungszwänge frei. Wir haben unter solchen postmodernen Bedingungen – so Anthony Giddens – „keine Wahl als zu wählen, wer wir sind und wie wir handeln wollen“. Das bedeutet, dass wir immer unter Entscheidungsdruck stehen – und damit meist auch unter Zeitdruck. Das erleben wir als Freiheit – aber diese Freiheit wirkt einen mehr oder weniger langen Schatten. Jenen, nicht nur viel entscheiden zu können, sondern auch permanent entscheiden zu müssen. Solche Freiheit zwingt zum Lernen. Denn wir wollen ja möglichst richtig und sinnvoll entscheiden. Und wenn wir das nicht können, so wollen wir doch wenigstens alles getan haben, um nicht entscheiden zu können.
- Ein zweiter Grund liegt in der Zunahme reflexiven Verhaltens. Wer sinnvoll entscheiden will, muss viel beobachten und interpretieren. Das wüsste bereits Goethe. In „Wilhelm Meisters Wanderjahre“ schreibt er: „Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden.“ Wir sind nicht nur Handelnde und Entscheidende sondern wir betrachten auch gleichzeitig die Wirklichkeit in die wir eingreifen. Unser Leben ist ein zunehmend rascheres Hin- und Herschwanken zwischen Aktion und Reflexion, zwischen Tun und Beobachten des Tuns. Zu diesem Oszillieren regen Bildungs- und Beratungsangebote an. Dafür ist dann meist auch eine gewisse Distanz vom hektischen Alltagsbetrieb notwendig. Bildungshäuser und Seminarhotels findet man daher auch mit Vorliebe an „abgelegenen“ Orten. Denn

den Durchblick bekommt man, wenn überhaupt, nicht schnell und nicht inmitten des lauten Alltagsbetriebes. Übersicht benötigt Zeit und sie benötigt „zeitlose“ Orte, um der immer stärker wachsenden Überfülle an Informationen Sinn und Ordnung zu verleihen.

- Die dritte Dynamik, die für das boomende Lerngeschäft verantwortlich ist, firmiert unter den Etiketten der „Globalisierung“ und der „Internationalisierung“. Beide Tendenzen machen die Märkte größer, aber sie machen auch die Bedingungen, sich auf diesen Märkten zurechtzufinden und zu behaupten, zugleich schwieriger. Mit den weltweiten Möglichkeiten steigen auch die weltweiten Risiken, die es lernend zu reduzieren gilt. Kann in Schweden ein neues Automodell nur durch Umkippen einem Elch ausweichen, wird in Süddeutschland für mehr als ein halbes Jahr die Produktion gestoppt. Gelernt werden muss in diesem Fall, dass Elche anderswo ein Verkehrshindernis darstellen können und gelernt werden muss, dass Elche nicht lernen, Autos auszuweichen. So wächst der Lernbedarf bei den Menschen, weil er das bei Elchen nicht tut.
- Als vierte zentrale und folgenschwere Veränderung muss die Korrektur der gesellschaftlichen Zeitstrukturen, die als Flexibilisierungsprogramm bekannt ist, Erwähnung finden, Büro- und Ladenöffnungszeiten, Arbeits- und Betriebsarrangements, Biographien, aber auch Liebesbeziehungen und Beratungsformen werden flexibler, auch und besonders was ihre Zeitqualität betrifft. Rhythmen werden durch unverbundene Zeitvielfalt ersetzt. Alle Personen werden tendenziell zu Teilzeitmenschen, die zu ununterbrochener Renovierung ihrer Umwelt und ihres eigenen Selbst verurteilt sind. Denn nicht nur das Gegenwärtige, auch das Zukünftige besitzt eine immer kürzere Halbwertszeit. So z.B. das Wissen. Dessen Verfallszeit liegt im Arbeitsbereich z.Zt. bei fünf bis acht Jahren, und dort erheblich darunter, wo mit neuen Technologien hantiert wird. Dies produziert einen immensen Lernbedarf, nicht nur im Bezug auf Arbeit. Auch die tägliche Lebensführung muss lernend an die veränderten Zeitbedingungen angepasst werden. Dabei wird auch das Lernen selbst beschleunigt. Sony etwa verspricht: Japanisch-lernen in 3 Sekunden! Das ist z.Zt. wohl Weltrekord – aber nicht an Lernen, sondern an Versprechungen. Die Münchner Volkshochschule verspricht täglich frische Kurse und ähnelt hierdurch – was ihre Zeitdynamik betrifft – immer mehr einer täglich frische Backwaren offerierenden Bäckerei. Dies wiederum eröffnet völlig neue Kooperationschancen – z.B. für ein joint-venture von Handwerk und Bildungsinstitutionen.

Diese vier Dynamiken markieren den wachsenden Einfluss und den größer werdenden Stellenwert von Lernen und Beratung in unserer Gesellschaft. Aber sie beschreiben auch die Fragmentierung des Lebens. Das Arbeitsleben zerfällt in Tätigkeiten, die immer rascher wechseln. Die Beruflichkeit der Arbeit löst sich auf, die Betriebe verändern sich ins Virtuelle hinein und tendieren dazu, nur noch als Computergrafik sichtbar zu sein. Die bei all dieser zunehmenden flexiblen Vielfalt stabilisierende Kontinuität wird neuerdings primär über das Lernen hergestellt. Lernen müssen wir alle. Das eint uns bei all der Vielfältigkeit, die ohne diese Einheit eher Zumutung als Chance wäre.

Nun zu einer Antwort auf die Frage: Was müssen wir können, um bei diesen Dynamiken nicht nur Opfer sondern auch Täter zu werden:

Kompetenzen zur Zukunft

Die tendenzielle Auflösung traditioneller Beruflichkeit in eine Erwerbs-Bastelbiographie ständiger Lernprozesse macht neue Kompetenzen notwendig. Gefragt sind in Zukunft primär überfachliche und verallgemeinerbare „Meta-Kompetenzen“. Für die Bewältigung von konkreten Arbeits- und Lebenssituationen sind jedoch zusätzlich immer rascher zu erneuernde fachliche Spezialkompetenzen erforderlich. Solche lassen sich wegen ihres schnellen Wandels nur schwer prognostizieren. Dies wiederum erhöht den Beratungsbedarf. Die wichtigste „Meta-Kompetenz“ ist, immer wieder neu lernen zu können und zu wollen; oder anders ausgedrückt: die wichtigste „Meta-Kompetenz“ ist es, sich als lern- und beratungsbedürftig zu definieren sowie Lern- und Beratungsangebote annehmen zu können. Lern- und Beratungsbereitschaft und Lern- und Beratungsfähigkeit sind damit die zentralen postmodernen Universalzumutungen.

Im Bewusstsein, ein hohes Risiko einzugehen (was heute ja eher zur Alltagszumutung geworden ist) exponiere ich mich mit der Voraussage einiger zukünftiger notwendiger Fähigkeitskomplexe. Es zeichnen sich m.E. folgende vier Kompetenzbereiche für die Bewältigung der auf uns zukommenden Anforderungen ab:

Pluralitätskompetenz:

Pluralitätskompetenz meint die Fähigkeit, die produktiven Seiten von Unterschiedlichkeiten zu erkennen, sie zu ertragen und besonders aber Differenzen zu nutzen. Das heißt, es sind Fähigkeiten zu entwickeln, den Alltag und die Arbeitsprozesse aus mehreren unterschiedlichen Perspektiven wahrzunehmen und deuten zu können. Dazu gehört der produktive Umgang mit nicht-standardisierten und nicht standardisierbaren Situationen der Lebens- und der Arbeitsgestaltung. Dazu zählen dann auch Potentiale, um Stabilität in instabilen Situationen und Verhältnissen herzustellen und mit hohen inneren und äußeren Unsicherheitsniveaus umgehen zu können. Die gelingende Verzahnung vielfältiger Anregungen und Perspektiven, die Vereinbarung von Distanz und Engagement, von Beobachten und Tun in produktiver Art und Weise machen daraus, was man mit Pluralitätskompetenz bezeichnen könnte.

Sozial-kommunikative Kompetenz:

Sie benennt Fähigkeiten zur Initiierung, zur Entwicklung, zur Begleitung, zur Steuerung und zum erfolgreichen Abschließen von sozialen Prozessen, so z.B. von Projekten, von Teams, von Gemeinschaften. Situative und soziale Verhandlungs-, Anpassungs- und Problemlösungsaktivitäten gehören diesbezüglich zu den wichtigsten Steuerungs- und Gestaltungsfähigkeiten. Um sich in der Offenheit und der Komplexität sozialer Dynamiken zurechtfinden und diese mitgestalten zu können, schließt die sozial-kommunikative Kompetenz einen hohen Anteil methodischer Fähigkeit ein. Diese sollen dazu dienen, soziale Systeme flexibel zu machen und elastisch zu halten. Es gehört auch die Fähigkeit dazu, sich ein realistisches Bild von den je eigenen Möglichkeiten und Grenzen im Rahmen der Gestaltung und der Mitwirkung in sozialen Prozessen zu machen. Unter globalen Bedingungen müssen diese Fähigkeiten um interkulturelle Dimensionen erweitert werden.

Übergangskompetenz:

Diese bezeichnet die Fähigkeit, die immer häufigeren Übergänge in der Arbeitswelt und im Privatleben sinnvoll zu gestalten. Es geht darum, berufsbiographische, tätigkeitsbedingte, qualifikatorische, soziale und interkulturelle Übergänge so zu steuern, dass sinnvoll mit Vergangenen abgeschlossen werden kann, dass Unsicherheiten in der Übergangssituation identifiziert, bezeichnet und bearbeitet werden können, und dass auf dieser Grundlage neue Anfänge möglich werden. Die zu bewältigenden Übergänge sind im globalen Wettbewerb dann auch solche, die traditionelle Grenzen zwischen Systemen, Kulturen, Denktraditionen und Mentalitäten überschreiten und kombinieren. Übergänge sind Zwischenphasen, die gleichzeitig trennen und verbinden, in räumlicher und zeitlicher Hinsicht. Diese kommen in einer Mobilitäts- und Flexibilitätsgesellschaft immer häufiger vor, sodass deren produktive Gestaltung auch immer notwendiger wird, sowohl individuell als auch sozial und gesellschaftlich.

Balancekompetenz:

Sie bezeichnet die Fähigkeit, Erwartungssicherheit unter Bedingungen von Unsicherheit, von steter Veränderung und schwindender Transparenz herzustellen. Mithilfe dieser Kompetenz wird die Flüchtigkeit des Lebens, speziell die des Arbeitslebens, ertragbar. Nur so kann sie produktiv werden oder produktiv bleiben. Über die Balancekompetenz lassen sich die eigene Biographie und die eigenen Karriereerwartungen mit den Modernisierungstendenzen der Umwelt in Einklang bringen. Als Medium einer selbstorganisierten Stabilität in den Veränderungsprozessen bieten sich insbesondere Lernen und Beratung an. Sie ersetzen weitgehend den Beruf, der ehemals das stabilisierende Element in unserer Gesellschaft war und der den aktuellen Anforderungen nach Entgrenzung, nach dynamisierter Weiterung und nach Auflösung von Gewohnheiten, also nach mehr Flexibilität, nicht mehr gerecht wird. Eine offene und eine auf steten Wandel, auf Entwicklung und Innovation hin orientierte Welt, macht die Fähigkeit zu jeweils neu und situativ herzustellenden Balancen unverzichtbar.

Dies sind die wichtigsten Kompetenzen die wir heute bereits benötigen aber noch mehr in der auf uns zukommenden Gegenwart, die wir ja üblicherweise „Zukunft“ nennen. Aber auch wenn wir uns alle diese Fähigkeiten angeeignet haben, winkt uns nicht die große Freiheit und der evtl. angestrebte materielle Wohlstand. Letzterer hat sowie so wenig damit zu tun, was man und wie viel man gelernt hat.

Ich will zum Abschluss noch einmal an meine Analyse anknüpfen, die unter der Überschrift „Vom Beten zum Lernen“ stand und möchte dabei die These wagen, dass dieser lange Weg möglicherweise keine aufsteigende Linie des Fortschritts ist, sondern vielleicht eher einem Kreis gleicht, der ja dort wieder ankommt von wo er seinen Ausgang nahm. Das entspräche ja auch der Gestalt unserer Welt, in der die Globalisierung notwendigerweise nichts anderes sein kann als ein großer Umweg zu sich selbst.

Vom Beten zum Lernen und zurück

Es mehren sich die Zeichen, dass wir Dauerlerner eine Rückfahrkarte gekauft haben, als wir uns auf die Reise vom Beten zum Lernen machten. War die Weltsicht in der Vormoderne in religiöse Vorstellungen eingebunden und durch kirchliche Rituale und Feste zeitlich strukturiert, so ist das Leben eines Großteils unserer Bevölkerung heute in der Postmoderne an einer Vorstellungswelt orientiert, die durch die unterschiedlichen Lernphasen und Lernmöglichkeiten bestimmt wird. Das Lernen und die Beratung übernehmen die ehemals von der kirchlichen Liturgie gestalteten Ritualisierungen des Alltagslebens und des Lebenslaufs. Sie haben die Nachfolge der Offenbarungsreligionen angetreten. Der spätmoderne Mensch nutzt das Lernen als Religionsersatz und die Wissenschaft als Substitut für die kirchliche Anbindung. Aber, im Gegensatz zum vormodernen Beten, vermag das Lernen nicht mehr zur Gewissheit führen, im Jenseits einen festen Platz zu finden und im Diesseits erst recht nicht.

Das macht uns alle irgendwie heimat- und ratlos und treibt uns daher weiterhin zu den Beratungs- und Lernangeboten, die uns aber auch nicht vermitteln können, wozu Lernen eigentlich gut ist. Aber sie geben uns zumindest die sichere Erkenntnis, dass es ohne Lernen mit uns in der Wirtschaft und in der Gesellschaft nicht weitergeht.

Auch wenn im Alltag die Prinzipien und die Werte des christlichen Weltbildes, sowie die der christlichen Botschaft und die der theologischen Vernunft immer mehr an Einfluss verlieren, so kann man bei genauem Hinsehen nicht von einer Reduktion religiösen bzw. quasi religiösen Verhaltens sprechen. Die Heiligen, die wir in dieser modernisierten Moderne anbeten, stehen nicht mehr im Kalender und ihre Gebeine liegen und auch nicht in prunkvoll ausgestatteten Truhen in den Seitenkapellen unserer Kathedralen. Die Heiligen sind abstrakter geworden. Sie heißen heute Flexibilität, Mobilität und Globalisierung. Deren Anbetung geschieht durch Formen des Lernens und des Managens, und dies rund um die Uhr. So ist es nur konsequent, dass viele Führungssysteme mit den vielen Beratungsterminen wie Monstranzen vor sich hertragen. Hingegen haben wir Gott – modernisierungsbedingt – in eine Seniorenresidenzen (so heißen die Altersheime heute) – abgeschoben. Ihn brauchen wir nicht mehr, weil wir uns selbst zu engelsgleichen Wesen gemacht haben. Den Gesetzen der Schwerkraft unterliegen wir nicht mehr im Internet und im Cyberspace, und die Grenzen von Raum und Zeit überwinden wir so mühelos, wie sich das unsere christlich geprägten Vorfahren nur bei den Engeln vorstellen konnten. Die Technologie, und dabei speziell das Telelearning werden heutzutage zu Vollstreckern der Theologie. Wir kennen keinen Ort mehr, nur mehr Raum, wir kennen keine Jahreszeiten und keine Zeitzonen mehr, nur mehr Tempo. Alles zu jeder Zeit, immer, überall und sofort. Scheinbar sind wir im Paradies gelandet. Nur – und das macht doch den gravierenden Unterschied zum wirklichen Paradies aus – wir müssen zuallererst lernen, all die uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten auch zu erwerben und zu nutzen. Wir sind dazu verurteilt, uns Paradieskompetenzen zu erarbeiten. Und zusätzlich sind wir gezwungen, diese täglich und demnächst wohl stündlich zu erneuern. Das Paradies macht also viel Arbeit, und so ganz zeitlos ist es anscheinend auch nicht! Vielleicht aber handelt es sich bei dem Weg von der Arbeit in die Dienstleistungsgesellschaft doch nur um eine paradiesische Hölle, auf die wir da zusteuern, oder etwas volkstümlicher formuliert: ein Weg vom Regen hin zur Traufe!

Eine jüngst erschienene Empfehlung des Bundesministeriums für Bildung und Forschung liefert diesbezüglich einige Indizien. Dort plädiert man, ich zitiere, für die „Erschließung von Warteräumen, Zugabteilen und Sonderzügen als Lernorte sowie, den Ausbau von Lerngelegenheiten bei realen und virtuellen Studienreisen, zusätzlich noch den flexiblen Einsatz von Lernbussen und Technologiebussen, die Einrichtung von Bildungsparks, Wissenschaftsparks und das Anlegen von Bildungsrouten für Wochenendtouren“. Dies alles soll zu einer – ich zitiere wieder – „bürgerlich – solidarischen Lernbewegung“ führen. Das nun ist ein eindeutiger Beleg: „Lernen“ heißt heute der beliebteste und der am meisten akzeptierte Glaube. Die Lerngelegenheiten ersetzen die Brückenheiligen und all die ehemals unübersehbaren Kapellen am Wegesrand. Niemals zuvor hat man so intensiv an die Macht des Lernens geglaubt. Denn traditionelle Gesellschaften stabilisierten sich durch den Glauben an Mythen und an religiösen Erzählungen, moderne, speziell aber nachmoderne Gesellschaften, berufen sich rituell auf den durch's Lernen zu befördernden Fortschritt. Dieser aber ist nicht nur an die Stelle der Mythen getreten, er ist selbst zu einem Mythos geworden. Der Glaube hat also, entgegen anders lautenden Interpretationen, nicht abgenommen, er wurde auch nicht durchs Lernen ersetzt. Wir glauben vielmehr ans Lernen, und dieser Glaube soll mit fleißiger Unterstützung des Bundesbildungsministeriums zu einer Bürgerbewegung werden – kaum zu glauben. Das haben wir nun davon, dass wir uns von der uns umgebenden Natur, sowie von Gott und der Kirche, emanzipiert haben. So bringt das Lernen etwas von jener Transzendenz in unser Leben zurück, von der wir doch meinen, wir bräuchten diese nicht mehr. Das Lernen ist der Fundamentalismus der postmodernen Zivilisation. Es ist die kulturelle Religion des fortschrittsorientierten abendländischen Menschen, der meint, alles in die eigene Hand nehmen zu können und zu müssen.

Mehrheitlich erleben wir diese fürsorgliche Belagerung durch lebenslange Lernprozesse als einen Schritt zu größerer Freiheit. Aber ist er das wirklich? Oder haben wir nicht vielleicht doch nur eine Abhängigkeit durch eine andere ersetzt? Es sieht fast so aus. Wozu bräuchte das lebenslange Lernen ansonsten so viel Propaganda?

Findet die Freiheit dort ihre Erfüllung, wo man Lehrenden zuhört, wo man Sprachkassetten ins Autoradio schiebt oder Lernvideos in den bereitstehenden Recorder? Lernen, lernen, lernen – das klingt eigentlich nicht nach Freiheit, das klingt eher nach selbst gewähltem Arrest mit Hilfe einer pädagogischen Fußfessel.

Wenn Vernünftige freiwillig lebenslang lernen und die anderen es müssen, dann sind die Grenzen des gesellschaftlich-sozialen Anerkennungsterritoriums inzwischen mit den Grenzen der Lernterritoriums identisch: „Mancher wähnt sich frei und siehet nicht die Bande, die ihn schnüren“, mahnt Friedrich Rückert. Doris Lessing hat dafür die passende Formulierung geprägt: „Prisons we choose to live inside“. „Lernen“ also heißt das Selbsteinsperrungsurteil, das wir mehrheitlich deshalb gerne annehmen, weil uns Pädagogen fleißig dabei behilflich sind, die mentalen Gitterstäbe hinter denen wir zu leben haben, bunt anzustreichen. Wer aber geht in Revision und bei welcher Instanz könnten wir diese einbringen?

Am treffendsten lässt sich die Situation, in der wir uns befinden, mit der Paradoxie beschreiben, dass der Zwang zum Lernen zwar abnimmt, aber der Druck, sich immerzu als Lernender zu begreifen und zu präsentieren dafür zunimmt. Dementsprechend

stehen wir heute vor dem gleichen Problem, das bereits Kant beschäftigte: Wie gelingt die „Kultivierung der Freiheit bei dem Zwange?“



Ehemals war es das Beten, dann die Arbeit und heute schließlich das Lernen, das als maßgeblicher Ordnungsfaktor die Gesellschaft stabilisierte. Eine Gesellschaft die, wie die heutige, sich immer weniger über Arbeit zu definieren und zu regulieren fähig ist, braucht ein neues, zumindest ein zweites Integrationsmedium. Dieses ist das lebenslange Lernen.

Das Ansehen eines Bürgers als ein „ordentlicher Bürger“ ist nicht mehr länger allein an den Sachverhalt geknüpft, dass dieser auch ordentlich arbeitet. Heute muss er, wenn er schon keine ordentliche Arbeit bekommt, wenigstens ordentlich nach einer ordentlichen Arbeit suchen. Dies drückt er am besten dadurch aus, dass er fleißig lernt. So fällt dem Lernen immer mehr jene gesellschaftliche Ordnungsfunktion zu, deren Monopol ehemals die Arbeit hatte. Die Statistiken zeigen es: Die Arbeitszeiten sind – speziell in der jüngsten Zeit – wesentlich kürzer geworden, die Lernzeiten wurden erheblich ausgebaut. Die Anwesenheit von Schülern und Schülerinnen in den schulischen Bildungsanstalten haben im 20. Jahrhundert (so Zahlen aus der Schweiz) um 24 % zugenommen und die von Erwachsenen in Lernprozessen um dreistellige Prozentsätze. In unserer Gesellschaft steigt der Anteil der Lebenszeit, der fürs Lernen aufgebracht wird, massiv gegenüber jenem, der fürs Arbeiten genutzt wird. Wir schlittern von einer Arbeits- in eine Weiterbildungsgesellschaft. Deren dominante und attraktive Kommunikationsmedien heißen „Lernen“ und „Beraten-werden“.

Nur wer ordentlich lernt, also häufig Aus- und Weiterbildungsveranstaltungen besucht, sich selbst etwas beibringt oder sich beraten lässt, kann damit rechnen, gesellschaftlich als ein „guter“ und ein „ordentlicher“ Bürger anerkannt zu werden. Das Arbeitsamt hat bereits die Konsequenz gezogen, es ist zum „Lernamt“ geworden, denn die Vermittlung der Arbeitssuchenden in Bildungsmaßnahmen ist inzwischen zu dessen Haupttätigkeit geworden. Lernen wird zur Arbeit, Arbeit zum Lernen und das lebenslange Lernen zum Beruf bzw. zu dessen Ersatz. „Weiterbildung statt Lohnsprünge“ titelte jüngst der Wiener „Standard“ in seinem Wirtschaftsteil. Man sieht, Bildung macht nicht reicher – möglicherweise sogar ärmer – hoffentlich nicht auch im Geiste.

Vielleicht wäre ja die Flucht hinter Klostermauern eine Alternative, dem Lernzwang zu entkommen. Aber auch dort wird fleißig am Zeitgeist gearbeitet. Die Orte des Betens werden zu Kathedralen des Lernens, die Oasen der Stille zu kundenorientierten und umtriebigen Bildungszentren mit Umweltlabor und Internet-Cafe. Ein in vormodernem Geist aufgewachsener Mönch – wahrscheinlich ein Franziskaner – sucht Anschluss an solch postmoderne Entwicklungen um ihn herum. Dies nicht unbedingt freiwillig, vielmehr genötigt durch den dezenten Hinweis seines Abtes, doch einmal zu prüfen, ob man das Kloster durch Bildungsveranstaltungen nicht etwas stärker an den marktwirtschaftlichen Trend ankoppeln könne. Inspiriert von diesem Gedanken bittet der Franziskaner bei der vatikanischen Glaubenskongregation um eine Antwort auf die ihn beschäftigende Frage: Darf man denn beim Beten lernen? Die Antwort, die zu

erwarten war, heißt „Nein“.

Etwa zur gleichen Zeit fragt ein im Lerngeschäft überaus erfolgreicher Jesuit, geplagt von einigen Zweifel, ob sich seine Lehrtätigkeit mit den Regeln seines Ordens vereinbaren ließe, ebenso bei der vatikanischen Glaubenskongregation an. Ihn jedoch beschäftigt die leicht modifizierte Frage: Darf man beim Lernen beten? Die Antwort: „Selbstverständlich ja“.

Auch daraus wiederum kann man lernen. Und zwar folgendes: Entscheidend im Leben sind die Fragen, die Antworten sind immer nur eine Konsequenz! Stimmt das? Oder habe ich etwa das Falsche gelernt?

Zum weiterlesen.

Geißler Kh. A. / Orthey F.M.: Der große Zwang zur kleinen Freiheit. Berufliche Bildung im Modernisierungsprozess. Stuttgart 1998.



Deutscher Verband für Bildungs- und Berufsberatung e.V.

Bundvorsitzende: Birgit Lohmann

Geschäftsstelle c/o Annina Büchner, Ulanenstraße 20, 40468 Düsseldorf

Fon: 0211/453316, Email: kontakt@dvvb-fachverband.de

www.dvvb-fachverband.de